

# Dritter Tag

## Die Holztür

Nach dem Frühstück und dem Abwaschen schnüre ich mir die Schuhe. Ich bin kein Schlüpfertyp, sondern ein Schnürtyp, hat mir eine Schuhverkäuferin einmal erklärt. Woran das zu erkennen war, hat sie geheim gehalten. Was ich jetzt vorhabe, werde ich mit Sicherheit auch nicht in das offizielle Tagebuch schreiben.

Ich werde die Türmerstube verlassen, aber nicht nach unten gehen. Ich habe vor, den letzten und höchsten Teil des Turmes zu erkunden. Wie im Garten Eden gibt es auch im Dom einen kleinen, verbotenen Bereich. Von Verbot hat zwar niemand ausdrücklich gesprochen, aber manche Dinge verstehen sich von selbst. Die Holztür, die den letzten Abschnitt des Turmes von der Türmerstube trennt, ist mit einem schweren Vorhängeschloss gesichert. Dahinter, im immer enger werdenden, fensterlosen Turmhelm beginnt eine abenteuerliche Holzkonstruktion aus Balken, Brettern und meterlangen Leitern. Ich habe vor, bis ganz nach oben zum letzten Außenkranz des Domes zu steigen. Dieser knapp unter der Domspitze gelegene Rundgang befindet sich mehr als einhundert Meter über dem Boden. Um dorthin zu gelangen, muss ich noch einmal mindestens vierzig Meter weit nach oben steigen und dabei meine Angst vor jedem Höhenanstieg irgendwie verdrängen.

Während ich in die Jacke schlüpfte, merke ich sofort, wie sie erwacht. Meine Jacke spürt, dass ich für das bevorstehende Abenteuer mehr Schutz brauche als üblich. Sie freut sich. Ihr gefällt die Herausforderung. Mich bloß gegen die Kälte und den Wind zu schützen, damit ist sie unterfordert. Was sie genießt und was jetzt auf sie zukommt, ist ihre Verwandlung in das Segelboot meiner Seele. Ohne den Schutz dieser Jacke wäre manche meiner Wanderungen nicht möglich gewesen. Es gibt diesen Augenblick, wo man so weit in eine andere Wirklichkeit hinübersteigt, dass die wenigen Dinge, die man aus der alten Realität mit herübernimmt, eine neue Bedeutung erlangen. Dort, wo ich mich wirklich der Natur aussetze, wird ein Schuh, eine Mütze oder eine Jacke zu einem Gefährten, zu einem Wesen, von dem das Überleben des eigenen Wesens abhängig wird. Ich weiß, dass ich mich auf meine blaue

Jacke verlassen kann. Sie wird ihr Möglichstes tun, um mich zu beschützen.

Als ich fertig angezogen bin, schaue ich mich noch einmal um. Außer dem Fotoapparat werde ich nichts mitnehmen. Manihas Gucker lasse ich da. Mit einer Hand werde ich mich dort oben immer an der Mauer festklammern, mit der anderen fotografieren. Und zwar ohne durch den Sucher zu schauen. Ich habe nicht vor, dort oben allzu viel herumzuturnen. Ein paar Blicke, einige Fotos und vielleicht ein paar wenige, winzige Schritte rund um die Turmspitze, falls ich den Mut dazu bringe.

Mit diesem Plan verlasse ich die Wärme meines Stübchens, steige die drei Stufen nach unten und wende mich entgegen der üblichen Gepflogenheiten nicht den Metallstiegen zu, sondern unmittelbar nach rechts. Vor mir steht, imposant wie eine Wand, die Holztür. Das Vorhängeschloss sieht so aus, als wäre es aus den gesammelten Verboten eines Gottes geschmiedet. Du sollst nicht, ihr sollt nicht, du darfst nicht, sonst ...

Ich atme einmal tief durch, dann steige ich auf die Türklinke, ziehe mich an dem Brettersverschlag nach oben und erreiche den Rand der hölzernen Absperrung. Auf der anderen Seite muss ich gar nicht ganz nach unten klettern, weil die erste der imposanten Leitern schon in Griffweite meines Armes steht. Das Geräusch, als ich auf die erste Sprosse steige, ist wie das Seufzen eines Drachen, der seit Jahrhunderten einen Schatz bewacht und wieder einmal von einem hoffnungsfrohen Ritterlein heimgesucht wird. Für den Fall, dass der Drache aufwacht und mich aus seinem Pelz schnippt, habe ich das Notfallhandy dabei. Ich werde den Dommeister anrufen und ihn bitten, mir zu helfen. Bis sich ein Sanitätsteam hier herauf vorarbeitet, vergehen nicht wenige Minuten. Ich muss an die Vorwürfe denken, die sich Extrembergsteiger anhören können, wenn sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Leben der sie rettenden Menschen aufs Spiel setzen. Im Normalfall stehe ich bei solchen Diskussionen auf Seiten derer, die lautstark nach dem allgemeinen Sinn von Achttausenderbesteigungen fragen. Jetzt, hier im Turm, auf dem Weg nach oben, bleibt dieser Mensch, der ich im Normalfall bin, im Türmerstübchen zurück. Ich muss ganz einfach über diese Leitern ganz nach oben steigen. Ich muss ein Mal in dieser Woche die Turmstubenrealität in die andere Richtung verlassen, weil ich hier und jetzt die Gelegenheit dazu habe.

Die erste Leiter liegt hinter mir. Auf dem Holzplateau, das der nächsten Leiter als Basis dient, halte ich mich nicht lange auf. Ich darf mir keine Zeit geben, vom Rand des Gerüsts hinunter zu schauen. Ich habe genug damit zu tun, das Knarren des Holzes zu ertragen, das ganz leichte Schaukeln der Riesenbalken und die heiseren kleinen Aufschreie der Sprossen, wenn ich Schritt für Schritt immer weiter nach oben steige.

Als ich meinen Kopf aus der Luke zum dritten Plateau schiebe, tauchen auf Augenhöhe direkt neben meinem Gesicht kleine Knochen auf, Rippen und alles, was sonst noch zu einer Brusthöhle gehört. Der Friedhof der kleinwüchsigen Glöckner, denke ich zuerst. Dann sehe ich ein paar Schädelknochen, die in spitze Schnäbel münden. Taubenreste, versuche ich mich zu beruhigen. Ich schaffe es sogar, ein Foto zu machen. Während ich die Finger aus den Handschuhen schäle, um die Kamera zu bedienen, kann ich sehen, wie kalt meine Hände schon geworden sind. Ich bin erst am Anfang des Aufstiegs, aber die Leitern sind mit Raureif überzogen. Ich friere und fühle mich so verloren, als würde ich ganz alleine durch eine Gletscherspalte steigen.

Die Leitern sind solide, aber alt und ganz aus Holz. Mit solchen Leitern hat man früher Burgmauern erstürmt. Jetzt dienen sie mir dazu, einen äußersten Punkt in meinem Leben zu erreichen. Nach fünf Leiterstockwerken ist der Turm so eng geworden, dass ich zumindest nicht mehr das Gefühl habe, seitlich neben den Planken nach unten fallen zu können. Als ich auf der drittletzten Sprosse ankomme und meinen Kopf über das letzte Holzplateau schiebe, sehe ich eine kleine Tür vor mir. Was mache ich, wenn die abgesperrt ist? Meinen Domschlüssel habe ich im Stübchen gelassen, weil ich nicht damit gerechnet habe, hier auf ein derartiges Hindernis zu stoßen. Ich steige ganz nach oben, greife nach der Klinke und drücke sie nach unten. Das Türchen öffnet sich knirschend, der Herr aus Sibirien bläst mir lang und genüsslich einen Willkommensgruß ins Genick.

Beim behutsamen Nach-außen-Steigen zittern meine Knie. Es gibt viel zu wenige von den erhofften Vorsprüngen, um mich daran festzuklammern. Das schmale Gesimse, das ich nun in der Hoffnung betrete, es möge nicht genau jetzt abbröckeln und mit mir nach unten fallen, ist genauso abschüssig wie bei meinem Turmstubenumgang, aber viel weniger breit. Noch habe ich nicht über die Balustrade nach unten geschaut. Der Ausblick nach oben in die Wolken und in die Ferne genügt

mir einstweilen. Ist das da vorne nicht Tibet? Die Welt ist doch eine Scheibe. Nachdem ich etwas von meiner Realität in die fremde Realität gezwängt habe, werde ich immer ein wenig mutiger. Mit dem Rücken zur Wand beginne ich mich systematisch um die Domspitze herum zu bewegen. Dabei hebe ich alle paar Sekunden die Kamera und drücke ab. Ich habe noch immer kein Bedürfnis, direkt nach unten auf den Domplatz zu schauen. Meine Füße unter Kontrolle zu halten beschäftigt mich hinreichend. Mein Herz schlägt wie bei der seillosen Querung eines vereisten Wasserfalls. Nach der Umrundung greife ich nach der Türklinke wie nach der Hand eines Retters. Er zieht mich ins Innere, wo ich langsam und wie erlöst nach unten steige.

## **Betreuerin meines Geistes II**

„Wie geht’s Ihnen?“, fragt Frau Schwarz. Unser erstes Treffen während meiner Dienstzeit als Eremit findet im Ausspracheraum des Domes statt. Die Farben der Wände und der wenigen Einrichtungsgegenstände sind leicht bräunlich, beige oder zum Teil blass bis zur Unsichtbarkeit.

„Gut. Ich hab schon zwei Briefe geschrieben, die mir wichtig waren.“

„Und sonst?“

„Ich fühl mich sehr entspannt, wie ein Pudding.“

„Körperlich oder geistig?“

Nicht einmal meine besten Freunde kämen auf die Idee, die Wiegeht’s-Frage nach dem ersten Wortwechsel so eindringlich weiter zu verfolgen. Das geschieht nicht aus Ignoranz. Wir wollen uns verschonen. In der kurzen Zeit, die uns zur Verfügung steht, wollen wir an der Sonne sitzen und nicht gemeinsam zur Unterseite der Eisberge tauchen, die wir sind. Frau Schwarz ist keiner meiner besten Freunde, sondern meine offizielle geistige Betreuerin. Also bleibt sie beim Thema, das ich bin. Das irritiert mich.

„Sowohl als auch.“